

Im Banne der Leidenschaft.

Novelle von Clarissa Lohde.

(Schluß.)

Er verstand sie förglich und wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Du Frida, Du? Ich dachte, wir hätten nicht mehr mit einander zu verhandeln. Zwischen mir und Dir kann es nur noch ein vereinigendes Band geben, die Kinder. Suchen wir in ihrem Glück zu vergessen, daß wir selbst das Glück entbehren müssen.“

„Das Glück, ja; ich am allerwenigsten darf einen Anspruch darauf machen. Aber einen Wunsch wirst Du begreifen, verzehlich finden, die Achtung des Vaters meiner Kinder, die ich verloren habe, mir so viel als möglich wieder zu gewinnen.“

Herr v. Berkow blickte einen Moment forschend in die bewegten Züge seiner Frau, dann lud er sie mit einer Handbewegung ein, auf dem Divan an seiner Seite Platz zu nehmen. „Du hast mir etwas mitzutheilen, ich bin bereit zu hören.“

„Nur ein Bekenntnis Dir zu machen. Während der ganzen Zeit unserer Ehe hat kein Vertrauen zwischen uns geherrscht.“

„Das heißt,“ unterbrach er sie, „Du hast niemals Vertrauen zu mir empfunden.“

Sie sah ihn ernst an. „Ich trage die Schuld, ja — und möchte sie daher gut zu machen suchen. Das schmerzlichste Geheimniß meines Lebens ist Dir verborgen geblieben. Ich war die heimliche Verlobte von Felix v. Sernow, als ich Dich kennen lernte, ich mußte ihm entsagen.“

„Ich bitte Dich — nicht weiter. Nach der Nachricht von Deinem Unfall eilte ich zu Deinem Vater, er gestand mir, daß Du gezwungen wurddest, Dich für die schlechte Vermögensverwaltung des Hauses zu opfern. Ich weiß das und belege Dich, obwohl ich mir nicht verhehlen kann, daß viel Unglück verhängt worden wäre, wenn Du Dich damals schon zur Offenheit hättest entschließen können, wenn Du mich nicht in dem graumüthigen Bann gelassen hättest, ich könne geliebt werden.“

Sie senkte die Lider und noch um einen Ton bleicher wurden ihre Wangen.

„Dein Vorwurf ist gerecht. Doch vermag ich Vergangenes nicht ungeschehen zu machen. Dennoch hoffe ich, wenn ich Dir jetzt sage, ich bin zum Bewußtsein meiner Pflicht gekommen, ich habe mir im Stillen gelobt, das Leben, wie es nun einmal ist, auf mich zu nehmen, Du wirst mir Deinen Beistand zur Ausführung dieses Entschlusses leihen, wirst Nachsicht üben, wo ich noch straucheln sollte.“

Eine tiefe Bewegung machte sich auf Herrn v. Berkows Zügen bemerkbar, als er erwiderte: „Gewiß, Frida; ja, es macht mir Freude, Dir in diesem Augenblick sagen zu können, ich habe Dein süßes Verlangen, Deine Pflichterfüllung am Krankenlager unserer Thelma wohl gemüthig und Dir oft im Herzen schon dafür gedankt. Laß mich diesen Dank Dir jetzt wiederholen.“

Er reichte ihr die Hand. Auf's Tiefste erschütterter, neigte sich Frida über dieselbe und drückte ihre Lippen daran. Herr v. Berkow fühlte einen heißen Tropfen sie neigen, und wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es ihn. Einen Moment wurde er todesbleich, dann riß er das bebende Weib stürmisch an seine Brust.

„Frida! Mein Weib — Alles soll vergeben und vergessen sein, Alles, Alles! Ein neues Leben soll beginnen.“

Still, mit dem Gefühl, als siele eine schwere Last von ihr ab, als athme sie zum ersten Male in ihrem Leben ruhig und frei, legte sie ihr Haupt an des Gatten Schulter und wiederholte leise: „Gott sei gedankt, der Tag bricht an.“

Länger als er geahnt hatte, wurde Stratford durch die Ordnung der Angelegenheiten des Roberts'schen Hauses in Unterlaken festgehalten. Mr. Blackbury, wie sein Schwiegerjüngel hatten sich ungemein willfährig gezeigt, trotzdem waren die Geldpapiere, die Stratford vorbringen sich genöthigt sah, keine geringen. Doch er brachte sie mit dem erleichternden Gefühl, sich damit von jeder weiteren Verbindlichkeit gegen seine Familie zu lösen und Blanche über den Richterfolg ihrer Wünsche in Betreff seiner Person zu trösten. Die schöne Nichte hatte seit jenem verhängnisvollen Tage der Aussprache mit dem Onkel sehr bald ihre volle Ruhe und Fassung wieder gewonnen, wenn auch eine gewisse Gezwungenheit in ihrem gegenseitigen Verkehr nicht zu verkennen war.

Mit der stillen Hoffnung eines baldigen Wiedersehens der Geliebten im Herzen, wurde es Stratford nicht schwer, den Tag abzuwarten, an welchem er gemeinsam mit Blackbury Blanche die Mittelsumme machen konnte, daß die Gefahr des Fallsissements von dem Hause Roberts abgewendet und die Verhältnisse vollständig geregelt sein. Blanche empfing die Nachricht ruhig, wie eine Königin von dem ihr erwiesenen Dienste eines Unterthones Kenntnis nimmt, mit Wohlgefallen, aber fahlen Worten ihrem Dank Ausdruck gebend. Erst als Stratford hinzusetzte, daß er sich zugleich von ihr verabschieden wolle, wechselte sie ein wenig die Farbe; dennoch erwiderte sie mit erzwungener Gelassenheit: „Sie gehen nach Deutschland?“

„Nach Deutschland, ja!“ entgegnete er fest, „das jetzt meine Heimath geworden ist.“

„Ich weiß, ich weiß, Sie sind ja ein halber Deutscher, und vermögen die kalten Nebel und dunkeln Regentage dort zu ertragen, die mich, die ich Licht und Sonne liebe, tödten würden.“

„Ich war auch weit entfernt davon, Ihnen zumuthen zu wollen, mich dorthin zu begleiten,“ entgegnete Stratford, während ein Lächeln über seine Züge schwebte. „Im Gegentheil wollte ich Ihnen gerade den Vorschlag machen, sich unsern Freunden anzuschließen, die, wie ich gen Norden, morgen nach dem Süden aufzubrechen gedenken.“

Blanche presste die Lippen auf einander; über ihr Gesicht flog eine jähe Röthe.

„O, Miß Roberts,“ warf jetzt Mr. Blackbury ein, „wenn Sie sich entschließen könnten, uns nach der Riviera zu begleiten, würden Sie uns damit große Freude machen.“

Blanche nahm alle ihre Kraft zusammen, um dem Bittenden eine herablassende Gewandlung zuzumicken.

„Wenn Onkel Reginald damit einverstanden ist —“

„Sie haben nur zu befehlen, Blanche!“ war Stratford's rasche Antwort. „Auch dürfte ich, die freie Amerikanerin bedürfte keines Schutzes.“

„Sie haben Recht; doch wenn sie sich gerne dem Schutze lieber Freunde anvertraut —“

„So haben diese Bevorzugten nur voll Dank ihr die Hand zu küssen,“ rief Mr. Blackbury.

„Sie sehen, Onkel Reginald,“ rief Blanche, mit einem Ausdruck des Triumphes sich zu diesem wendend, „Sie brauchen sich um meinwillen keine Sorge zu machen.“

„Das heißt,“ entgegnete Stratford lächelnd, „Sie entlassen mich gnädig aus Ihren Diensten?“

Blanche lachte spöttisch auf.

„Wie gut wir uns verstehen, Onkel Reginald.“

Wie Verwandte sich immer verstehen sollten, ergänzte Stratford ebenso und erhob sich.

Am anderen Tage in aller Frühe reiste Stratford ab.

Während er sehnennden Herzens der kleinen Küstentadt am Strande der Dittsee entgegenfuhr, in deren Nähe die Herrschaft Berkow lag, rüstete Marie dort sich zur Abreise, zu der Tante Minna schon mit Ungebuld sie drängte. Die vielfachen Aufregungen der letzten Zeit, die anstrengende Krankenpflege waren für den zarten Körper des jungen Mädchens nicht ohne üble Folgen geblieben. Marie sah angegriffen aus, und ein stiller Klummer sprach aus ihren bleichen Zügen, den sie mit der Kraft und Festigkeit ihrer Natur in sich allein auszukämpfen und zu besiegen suchte.

„Du bist verwandelt, Marie,“ forschte Tante Minna eines Abends, als Beide allein in ihrem Zimmer am Fenster saßen. „Gestehst es mir nur, es steht ein Mann dahinter. Man hat Dich gelächelt, Hoffnungen in Dir erregt, die man nicht die Absicht hatte zu erfüllen? O, man kennt die Männer, habe ich nicht recht gerathen kind?“

Marie wandte der Tante ihr mildes, freundliches Antlitz zu.

„Ich habe mich über nichts zu beklagen, Tante Minna, gewiß nicht.“

„Ueber nichts zu beklagen! Freilich, so heißt es immer,“ erwiderte die Tante fort. „Nichten es die Herren der Schöpfung doch schon so ein, daß solch ein armes gekränktes Mädchenherz seine direkte Anklage gegen sie zu richten vermag. Ich lege es Dir an den Augen an, daß Du eine unglückliche Liebe im Herzen trägst. Willst Du Dich mir nicht anvertrauen, Kind, um so schlimmer für Dich. Auf Eines bestehst ich aber, Du verschiebst Deine Abreise von hier nicht länger und suchst Dir einen neuen Wirkungskreis, der Deine Gedanken beschäftigt und Dich vom Grübeln und Simmen abhält.“

Marie nickte gedankenvoll vor sich hin. Freilich zweifelslos war ihr längeres Verweilen hier, und doch dachte es ihr, als müßte ihr Fortgehen sie von der letzten Hoffnung scheiden. Was hoffte sie denn noch, was konnte sie noch erwarten? Sie wußte es selbst nicht. Kein Erinnerungszeichen, kein Wort des Gedankens war ihr aus der Ferne von dem gekommen, dessen Bild sie in ihrem Herzen trug! Er hatte sie offenbar ganz vergessen, war vielleicht schon der Gatte jener Blanche, während ihre Seele nach ihm rief, ihn nicht lassen, sich von ihm nicht lösen wollte.

„Du hast Recht, Tante Minna,“ sagte sie nach einer Weile ernst, „ich darf hier nicht länger in Unthätigkeit säumen. Schon zu lange ließ ich die Mutter allein.“

„So willst Du wieder in das alte Fach Dich spannen und mit Deinen Talenten in der kleinen Stadt als Musiklehrerin weiter vegetiren?“

„Wie Du nur sprichst, Tante! Ist es nicht gleich, ob der Wirkungskreis ein großer oder kleiner ist, wenn man ihn nur recht ausfüllt? Ich habe in der Fremde deutlich empfunden, daß ich für dieselbe nicht geschaffen bin. Mein Sinn weilt mich in's Haus. Ich hätte die Mutter nie verlassen sollen.“

„Doch ich's doch!“ grüllte die Tante.

„Das klingt ganz nach einer vertriebenen Träumerin, die entweder das Bild ihrer Phantasie verwirrt sehen, oder von der ganzen Welt nichts wissen will! Nun, diese Stimmung wird auch vorüber gehen, und dann wirst Du wieder die Alte werden.“

Damit brach die Tante das Gespräch ab, Marie das Weitere überlassend, die denn auch beim Abendbische Herrn v.

Berkow und Frida ihren Entschluß mittheilte, in den nächsten Tagen abreisen zu wollen.

Frida blühte betrübt auf, und auch Herr v. Berkow vereinigte seine Bitten mit denen seiner Frau und der beiden jetzt frisch und fröhlich an der Seite der Eltern sitzenden Kinder, Maria möge einige Wochen wenigstens noch ihr Gast bleiben. Marie aber lehnte ab.

Roch einmal am Vorabend ihrer Abreise durchschritt Marie den Garten und Park, um von all' den ihr lieb gewordenen Plätzen Abschied zu nehmen. Es war ein köstlicher Herbstabend, mild und warm.

Als Marie endlich langsam den Rückweg nach dem Schlosse einschlug, bemerkte sie erst an den erleuchteten Fenstern desselben, daß sie sich verspätet hatte.

Beschleunigten Schrittes setzte sie ihren Weg fort, da scholl auch schon eine besorgt kühnende Stimme zu ihr hinüber: „Marie! Marie!“

„Es war Tante Minna, die in ihren großen Schall gehüllt voll Unruhe und Ungebuld auf der Terasse des Schlosses ihrer harrete.“

„Hier, liebe Tante!“ erfolgte die Antwort. „Verzeihe die Verspätung, aber es ist ja heute der letzte Tag, den ich hier verweile, und ich habe Abschied genommen von mancher theuren Erinnerung!“

Ihre Stimme zitterte in Bewegung. Tante Minna schlang ihren Arm um des lieben Mädchens Hals und blickte ihr mit seltsam erregten Zügen in die feuchtschimmernden Augen.

„Kleine Thörin, und wenn's nun mit dem Abschiede noch gar nichts wäre?“ Marie schob überrascht die Tante von sich fort.

„Wie sollte es damit nichts werden? Du sprichst in Räthseln: Tante Minna!“

Jetzt lachte Tante Minna glücklich auf und zog die verwunderte zu ihr Aufschauende mit sich in's Haus, die Treppe hinauf.

„So laß es Dir von einem Anderen sagen, daß Du einige Tage wenigstens noch hier bleiben mußt. Hast Du es denn nicht gesehen, wie hell der Salon erleuchtet ist? Herr v. Berkow hat aus der Stadt einen Gast mitgebracht.“

Marie blieb stehen und drückte die Hand auf ihr Herz, das so heftig zu schlagen begann, als wollte es die Brust zerprengen.

„Einen Gast?“ wiederholte sie noch einmal und stützte sich wankend auf der Tante Arm, während alle Farbe aus ihrem Antlitz wich.

„Siehst Du, wie Recht ich hatte, daß ein Mann dahinter stecken mußte? Mädchen, Dein Herz sagt Dir ja, wer auf Dich dort oben wartet. Er ist's, um dessen willen Deine Wangen so bleich geworden sind, und der nun gekommen ist, um Alles gutzumachen, um Dir die Rosen wieder in das liebe Antlitz zu saubern. Herr v. Berkow weiß bereits Alles und hat den Herrn zur Aussprache mit Dir hergeführt.“

Marie hatte gehört und doch auch nicht gehört. Wie von einem Schwindel erfaßt, ließ sie sich vornwärts ziehen und in den Salon schieben. Da stand sie plötzlich im hellerleuchteten Räume Stratford gegenüber, und er breitete die Arme aus, die Schwankende stützend zu umfassen. Die Gläublichen blieben dann allein, auch Tante Minna hatte sich zurückgezogen.

„O Marie, mein theures Mädchen,“ flüsterte Stratford ärtlich. „Endlich, endlich habe ich Dich wieder!“

Beseligt und doch noch immer zagend blickte sie zu ihm auf.

„Und Miß Roberts?“ fragte sie schüchtern. „Sie sagte mir, sie wäre ihres Heimats Verlobte, an ihn durch unzertrennbare Familienrücksichten gebunden.“

„O die Heuchlerin!“ stieß Stratford heftig hervor. Durch solche Lüge hat sie Dich also fortgerissen? Kein Band hätte mich an die kalte Schönheit! ma's fesseln können, wenn ich selbst Dir nicht begegnet wäre, mein holdes Mädchen. Noch aber das Alles sprechen wir später. Jetzt habe ich Dich, jetzt halte ich Dich, um Dich nimmermehr zu lassen!“

„Kimmer,“ wiederholte sie.

Da öffnete sich leise die Thüre des Nebenimmers.

„Darf man jetzt hereinkommen?“

Schamvoll erglühend löste Marie sich aus den umschlingenden Armen des geliebten Mannes, und nur drängten sich alle die theuren lieben Menschen, Tante Minna, Herr v. Berkow und Frida glücklich um sie.

Die Stunden, die nun folgten, wer kann sie beschreiben? Was im Innersten des Herzens vorgeht, das tiefste Empfinden, die Wonne des höchsten irdischen Glückes, das künden keine Worte.

Wenige Tage darauf verließ Marie an der Seite Stratford's das gastliche Haus der Berkows, um von der Mutter den Segen zu ihrem Bunde zu erbitten.

Einige Wochen nach den erzählten Ereignissen gab Marie Stratford das Gelöbniß ewiger Treue, und eine Stunde nach der Trauung reiste das junge Paar nach seiner neuen Heimath, der Villa Stratford's in Baden Baden ab, wohin die Mutter, den Wünschen der Jungvermählten nachgebend, binnen Kurzem ihnen zu folgen gedachte.

Als Stratford mit seinem geliebten Weibe im Coupe allein war, zog er einen Brief aus der Brusttasche, den er im letzten Augenblick der Absahrt noch erhalten hatte.

„Ein Glückwunsch von Blanche zu unserer Vermählung,“ sagte er und reichte das Schreiben lächelnd seiner jungen Frau hin, „der Dein liebes Herz erleuchten wird, das, wie ich glaube, noch immer in ihr die trauernde Verlassene erblickt!“

Marie las mit wachsendem Erstaunen die wenigen in englischer Sprache geschriebenen Zeilen.

„Bester Onkel Reginald!“ lauteten dieselben. „Im Begriff, Europa weitestlich für immer zu verlassen, möchte ich Ihnen mit den besten Wünschen zu Ihrer Vermählung mit Fräulein Feltheim zugleich die Mitteilung machen, daß ich mich heute mit Mr. Blackbury verlobt habe, unter dessen Schutze ich, unseren früheren Vätern entgegen, in der nächsten Woche die Rückreise nach Amerika anzutreten gedenke, um dort baldmöglichst unsere Vermählung zu feiern. Empfangen Sie hiermit noch einmal meinen besten Dank für Ihre mir erwiesene Güte und bewahren Sie ein freundliches Andenken.“

Ihrer Sie schätzenden Nichte Blanche.“

Marie gab den Brief ihrem Gatten zurück, der ihr erwartungsvoll in die Augen sah.

„Du siehst, meine gute Marie, die schöne Blanche hat sich über meinen Verlust bald zu trösten gewußt. War es ihr doch vor Allem um einen vermögenden Mann zu thun, der ihr das gewohnte Wohlleben sicherte; ob dieser Mann nun Stratford oder Blackbury heißt, wird ihr gleichgültig sein.“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Marie, „Du thust ihr Unrecht, Dich liebe sie.“

„Soweit diese kalte, selbstsüchtige Seele zu lieben vermag. Glaubst Du aber, Theure, daß sie je im Stande gewesen wäre, mich glücklich zu machen? Nur wo man das Gefühl hat, in dem Anderen Geist von seinem Geiste, die Ergänzung seiner selbst, das zu finden, wonach man in seinen besten Stunden sich sehnt, da darf man auf ein wahrhaft glückliches Band der Ehe hoffen. In Dir fand ich das, Marie, deshalb weiß ich auch, wir sind für einander bestimmt.“

Ernt und tief blickte sie ihm in das liebevoll ihr zugewandte Auge.

„So schön, so edel erfaßt ist die Ehe etwas Großes und Erhabenes. Ach, daß man sie in dieser Verkürzung doch so selten nur auf Erden findet, daß sie so oft Kampf und Unfrieden in ihrem Schoße trägt!“

„Du denkst an unsern Freund auf Schloß Berkow?“ erwiderte Stratford ernst. „Ja, sie mußten lange durch Nacht und Irthum wandeln, ehe sie zur Wahrheit gelangten. Armer, theurer Freund, der Du das Opfer Deines Lebens bringen mußtest, um erit die Möglichkeit zu schaffen, daß diese beiden kalt von einander abgewandten Herzen sich zu vereinigen vermochten!“

Lange schwiegen Beide, eine stille Erinnerung dem so jäh Dahingegangenen widmend, dann fuhr Stratford nach kurzer Pause fort. „Doch überleben wir uns nicht, weil das Schicksal uns, mein geliebtes Weib, den dunkeln Weg des Irthums zu geben ersparte, sondern nehmen wir in Demuth das Glück hin, dessen wir uns erst werth zu machen haben.“

Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust und sagte innig: „An Deiner Seite wird es mir nicht schwer werden, dem Höchsten nachzujustreben.“

Ein inniger Kuß, und die einbrechende Nacht deckte mit ihren Schatten das Glück der Neuwahlten, die hierher neuen, von Stratford auf's Beste für sein junges Weib geschmückten schönen Heimath in Baden Baden entgegenzuführen.

Die neuen Ausgrabungen, welche Dr. Hübner's Petrie in Tel el Amarna, der Hauptstadt des Königs Achnaton, angestellt hat, haben zu merkwürdigen Ergebnissen geführt. Zunächst ganz neu ist die Entdeckung von Fußböden, die mit Frescomalerei bedeckt sind; man hat Fischbein mit Fischen, Vögeln und Lotusblumen, ferner Gruppen von Kälbern, Pflanzen, Vögeln u. Insekten, und an der Mante Blumengurindeln auf dem Boden gemalt, die in der naturhistorischen Auffassung der Bewegung, und der Formen ganz unerreicht dastehen und sich weit von sonstiger ägyptischer Malerei unterscheiden. Erst in der Reizezeit, sagte Petrie, vermag man ähnliche Naturstudien wieder aufzufinden. Und dabei sind es sicher ägyptische Künstler gewesen, die dies gemalt haben, wie aus den verschiedenen Anzeichen sich schließen läßt. An den Wänden zeigte sich besonders Aufmerksamkeitsarbeit, man schnitt Bögel, Fische und Anderes aus hartem Stein und legte diese in die Wand ein. Dort in Tel el Amarna wurden bekanntlich die feilförmigen Tafeln gefunden, deren Inschriften reiches und unerwartetes Licht über die Beziehungen Ägyptens zu den Euphratländern gebracht haben; sie waren, wie sich jetzt herausgestellt hat, in Vorrathshäusern außerhalb des Palastes, dicht bei dem Hause des babylonischen Schreibers aufbewahrt. Auch auf die Beziehungen zu Griechenland durch Petrie's Ausgrabungen neues Licht gefallen, da die Frescomalerei die Terrakotten sich in unmittelbare Verbindung mit mykenischer Waare und den Grabhüfen von Vapio bringen lassen. Wenngleich noch viel in Bezug auf die gegenseitigen Beziehungen zwischen Griechenland und Ägypten zu klären bleibt, so verdammt man es doch den Ausgrabungen von Tel el Amarna, daß man überhaupt hoffen darf, daß dies geschehen kann.

In W r i g h a m C i t y, Utah, brach ein großes Feuer aus, welches seinen Heerd in einer Wirthschaft, der R. T. Wilson & Company gehörig, hatte. Die Flammen verbreiteten sich schnell über das Geschäftsviertel der Stadt und richteten einen Schaden von \$100,000 an.

Bei Gravelotte.

Von Rittermeister G.

Den französischen Feldzug machte ich als Referentoffizier bei einem Kavallerieregiment mit, das im östlichen Theil unseres deutschen Vaterlandes garnirung. Das Regiment gehörte zur ersten Kavalleriedivision, speciell zur ersten Kavalleriebrigade.

Am 17. August, dem Tage vor Gravelotte, bivouakierte die genannte Brigade im Park des südlich von Metz gelegenen Schlosses Corny an der Mosel, dem damaligen Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl. Im Laufe dieses Tages wurde die Brigade nach Noevant, südlich von Corny, gleichfalls an der Mosel gelegen, dirigirt. Das Regiment rückte spät Abends in den ihm bestimmten Bivouakplatz. Es war das eine große Weide an Moselufer. Zelte gab es damals bei uns noch nicht. Die Nacht war sternklar, aber kühl; der Boden feucht durch den aufsteigenden Nebel. Es wurde nicht abgefahret. Jeder Mann blieb bei seinem Pferde.

Bereits morgens um 3 Uhr des 18. August ertönte das Alarm-Signal. Schnell wurden die Sattelgurten angezogen, die Landaren angelegt, man schüttelte sich fröhlich im Frühnebel, dann ertönte die bekannte Kommandos: „An die Pferde!“ „Fertig zum Aufsitzen!“ „Aufgesessen!“ der Reihe nach, und die Züge formirten sich. Gegen 4 Uhr morgens bewegte sich die Brigade der Mosel zu; hier wurde vor einer frisch geschlagenen Pontonbrücke abgesetzt, und die Brigade passirte „zu einem“ die Mosel, d. h. jeder Mann führte sein Pferd, einer hinter dem andren, über die leicht gesimmerte Brücke.

Schon lange hatte es nicht geregnet; der Boden war ausgetrocknet; es stand ein glühend heißer Tag bevor. Es mochte etwa 9 Uhr sein, als wir das Städtchen Gorze im Trabe passirten. Wir sahen zu beiden Seiten der Straße die unteren Räume der Häuser mit Verwundeten gefüllt. Die Fenster waren geöffnet, um die Morgenluft den Leidenden zuzuführen. Am 16. hatte in der Nähe die Schlacht von Mars la Tour stattgefunden. Am Ausgange des Städtchens hing an einem Baum ein menschlicher Körper! Ein Spion? Ab und zu begegneten uns bereits Wagen mit Verwundeten. In der Ferne hörten wir Kanonendonner. Wir hatten also Aussicht, heute in Aktion zu kommen. Es war etwa 11 Uhr vormittags; der Kanonendonner wurde immer deutlicher und stärker.

Kaum hatte sich die Brigade in Regimentskolonne formirt, als die ersten feindlichen Granaten über uns hinwegsausten. Halbrechts vor uns lag ein großes Dorf, dahinter ein ansteigendes Terrain. Dieses Dorf war Gravelotte. Niemand wußte, daß der Kampf, der sich vor uns abspielte, die große Entscheidungsschlacht war. Der Donner der Geschütze wurde immer gewaltiger; dazwischen knarrten die Mitrailleurten, knatterten die Gewehrkalben. Wir sahen deutlich das Aufblitzen derselben auf französischer Seite. Die Franzosen lagen vortrefflich gebildet hinter Schützengraben und hielten ein ununterbrochenes Feuer. Wir sahen unsere Infanterie hinter Gravelotte im Laufschrift gegen die feindlichen Schützengraben vorgehen und — verschwinden! Immer neue Massen führten heran — sie theilten das Schicksal ihrer tapferen vorangegangenen Brüder.

Es mochte etwa 3 Uhr nachmittags sein. Ein Feldpostillon ritt durch die Reihen und nahm Postkarten ab. Es war ein Moment. Neben uns befand sich das Kürassierregiment Nr. 3 in derselben Formation. Ich sah meinen Freund von L., Referentoffizier des Regiments, wie er zu Pferde eine Postkarte schrieb. Er war seit zwei Jahren verheiratet. Er hatte eine junge, reizende Frau, einen kleinen halbjährigen Knaben, seine Befestigung daheim im fernem Osthpreußen. Wer von uns konnte in diesem Augenblick wissen, ob wir die Heimath wieder sehen, ob wir den nächsten Tag erleben würden? Wir sahen uns an und nickten uns einen Gruß zu. Dann ertönte das Kommando „Trab!“ und in schnellem Trabe ging es gerade auf Gravelotte zu. An der Tete befand sich das Manen Regiment Nr. 4, dann folgte das Kürassier-Regiment, dann unser Manen-Regiment. Wir trabten durch das Dorf.

Rechts und links der Dorfstraße lagen „Aufende“ Verwundeter, Sterbender! Welche Aufgabe wir hatten? Ein Adjutant vom General von Steinmetz hatte dem Kommandeur unserer Kavalleriedivision, Generalleutnant v. S., folgenden Befehl überbracht: „Die Franzosen befinden sich in voller Flucht auf Metz; die Kavalleriedivision möge die Abzweigungen verfolgen und attackieren.“ Ein schöner Gedanke des Generals von Steinmetz! Unser Divisionskommandeur soll darauf erwidert haben, das wäre unmöglich, da die Franzosen, wie es thatsächlich war, in fester Position hinter den bereits erwähnten Schützengraben lagen! Kurze Zeit darauf ward unserm Divisionskommandeur durch einen Adjutanten vom General von Steinmetz die Frage übermittelte: „ob er Angst habe?“

Unmittelbar darauf erfolgte unsere Trabbewegung auf Gravelotte zu. Wir hielten. Ohne Kommando; es ging eben nicht weiter! Das vierte Manen-Regiment an der Tete marschirte, als es den zwischen Gravelotte und dem dahinter ansteigenden Terrain befindlichen Damm erreicht hatte, auf, kam dazu aber kaum, denn die in festerer Position hin-

ter vorzüglich angelegten Schützengraben befindliche französische Infanterie eröffnete sofort ein Chassepotfeuer, durch welches das erwähnte Regiment im Umfange 80 bis 100 Pferde und eine Menge Leute verlor! Der Rest suchte hinter dem rückwärtsgelegenen Thalabhang Deckung. Es war ein Geheul, Gesaue und Getrach von Geschossen aller Art in der Luft, wie man es im Kriege nur in solchen Momenten kennen lernt.

Unser Brigadeführer General B. (nach dem Feldzuge nobilitirt), ein alter Haubeck, hielt neben dem Kommandeur der Kürassiere Oberst v. W. „Wissen Sie, in der Boriener Halle (ein altes, beliebtes Bierlokal in Königsberg) ist es doch gemüthlicher!“ sagte er. Der also Angeredete nicht schmunzelnd. In der Nähe stand ein Infanterist. „Männchen, geh'n Sie doch zur Seite, Sie werden noch ungerirret!“ sagte General B. zu ihm. Im nächsten Moment fiel der also Angeredete lautlos nieder! Eine Kugel hatte ihn getroffen. Nach etwa fünf Minuten ertönte das Kommando: „Recht, Recht! Und im langsamem Schritt, ohne zu pfeifen von zahllosen Geschossen, gingen wir zurück und begaben uns auf dieselbe Stelle, von der wir ausgegangen waren. Jedes Regiment hatte mehrere Pferde und Leute verloren; am meisten das vierte Manen-Regiment. Der Kampf tobte ohne irgendwelche sichtbare Veränderung weiter! Es mochte 5 1/2 Uhr nachmittags sein. Da kam ein Reitertrupp, 30 bis 40 Köpfe stark, durch unfre Reihen. Braufende Hurras ertönten! Es war unser glorreicher König Wilhelm mit seiner Suite. Derselbe nahm links von unserer Division Aufstellung. Als bald richtete sich das Feuer der großen französischen Geschütze dahin. Schrapnell's plagten in unserer Nähe, Granaten schlugen ebenfalls ein. Nach etwa einer halben Stunde ritt der königliche Zug weiter nach links ab.

Vor uns immer noch dasselbe Schauspiel. Anstürmende deutsche Infanterie! Dasselbe furchtbare Feuer auf beiden Seiten! Die Sonne neigte sich dem Untergange zu.

Da ertönten plötzlich langanhaltende Hornsignale unserer Infanterie: „Hahn in Ruh!“ Immer und immer wieder. Dann fernes „Hurra!“ Wir sahen bei beginnendem Dunkel große Massen unserer Infanterie lautlos die hinter Gravelotte ansteigenden Terrains anflücken, den französischen Schützengraben, den todtbringenden Chassepots entgegen! Ganze leuchtende Linien entzogen denselben den Stimmen, todberachtenden Angreifern entgegen! Immer neue „Hurras!“ immer von Neuem die Signale „Hahn in Ruh!“ Was war das alles? Neue Korps griffen ein und mit gefülltem Bajonet führten die Deutschen gegen die französischen Linien. Sie wollten und sollten siegen oder sterben! Das war der „furor teutonicus“. Und die Franzosen hielten diesen Sturm nicht aus. Sie gingen zurück. Sie mußten! Der Abend lagerte schon über den Fluren. Man sah deutlich das Aufblitzen französischer Chassepots der nach Metz zurückziehenden Franzosen.

Almählich wurde es dann stiller. Hoch loberten die brennenden Häuser und Fernen vor uns! Wir formirten uns zum Abmarsch. Es war nach 10 Abends, als das Regiment an dem ihm bestimmten Bivouakplatz bei Rezonville etwa 2 Kilometer von Gravelotte entfernt, anlangte. Vor uns lag das ganze Kampfesfeld. Noch immer tönten einzelne Schüsse hiben und drüben, loberten die Feuer. Noch heute ist es mir unklar, wie wir trotz der Dunkelheit auf die rechte Stelle kamen. Ich erhielt beim Zurückgehen den Befehl, die 5. Eskadron aus dem Schatten der Nacht hervor zu holen, und ich brachte sie glücklich zum Regiment.

Der Zweck des Tages war erreicht! Der Ring war geschlossen. Die Franzosen waren auf Metz zurückgedrängt. Welche furchtbaren Opfer jedoch diese Abthung gekostet hat, wissen die wenigsten.

Am andern Tag nachmittags, als wir uns im Bivouak bei Rezonville seldmächtig eingerichtet hatten, unternahmen mein Eskadronchef, Rittermeister v. B., und ich einen Ritt nach dem Schlachtfeld; in erster Linie nach und durch Gravelotte, um unsere gestrige Position zu besichtigen. Es mochte 6 Uhr Abends sein. Wir hörten hinter Gravelotte die Trauerklänge von Militärkapellen. Es fand bereits die Beerbigung der Gefallenen statt. Es war ein schauerlich-feierlicher Augenblick. Unendlich lange Gräberreihen gähnten uns entgegen. An den Enden standen die Regimentskapellen. In langen, dunklen Reihen lagen die heldenmüthigen Streiter vom 18. August, die mit ihrem Blut die vom großen Feldmarschall gestellte Preisauflage gelöst hatten. Es wurde kalt über sie geworfen — und Hunderte von Mannschaften schütteten dann die Massen Gräber mit Erde zu. Die Gräben zu beiden Seiten der Chaussee waren mit toden Pferden, vor allem aber mit preußischen Helmen und Waffen „gefüllt!“ Einige Franzosenleichen waren erst hinter dem Schützengraben sichtbar; die wenigen Gefallenen waren wohl von den zurückgehenden Kameraden mitgenommen. Wir ritten bewegt zurück.

Das war meine Erinnerung an Gravelotte.

In D r y t o w n, Cal., fielen einige schwere Watten, welche in dem Gouven Schacht herabgelassen werden sollten, da der Strid zerriß, aus einer Höhe von 700 Fuß herab und tödteten Dominik Simik und Fred. Roberts, die unten arbeiteten.